

Karl-Josef Kuschel

Magische Worte

Ein Leben mit Gedichten

Patmos Verlag

*Meinen theologisch-literarischen Weggefährten:
Georg Langenhorst (Augsburg) und
Christoph Gellner (Zürich/Luzern)*

Alle Rechte vorbehalten

© 2026 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG,

Senefelderstr. 12, 73760 Ostfildern

produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de

www.patmos.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Foto privat. Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1640-9

Wisława Szymborska¹

Manche mögen Poesie

Manche –
das heißt nicht alle.
Nicht einmal die Mehrheit, sondern die Minderheit.
Abgesehen von den Schulen, wo man mögen muss,
und den Dichtern selbst,
gibt's davon etwa zwei pro Tausend.

Mögen –
aber man mag ja auch die Nudelsuppe,
mag Komplimente und die Farbe Blau,
mag den alten Schal,
mag auf dem Seinen beharren,
mag Hunde streicheln.

Poesie –
was aber ist das, die Poesie.
Manch wacklige Antwort fiel
bereits auf diese Frage.
Aber ich weiß nicht und weiß nicht und halte mich
daran fest
wie an einem rettenden Geländer.

*Aus: Wisława Szymborska, Gesammelte Gedichte, aus dem
Polnischen übersetzt von Karl Dedecius und Renate
Schmidgall, 263**

* © 2023 Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte vorbehalten.

»Der Mensch muß sich weigern, ›Vorauskonformist‹ zu sein auf dem Wege seiner Verwandlung in den Apparat [...] Den ›Mut seiner Erfahrungen‹ zu haben, ohne den es Lyrik nicht gibt, ist, gegen den Trend zu gehen, nicht zu sein wie jeder: nicht verwechselbar, nicht berechenbar und daher nicht ›verwendbar‹, eben lebendig.«

Hilde Domin, Wozu Lyrik heute (1968)

»Zugang zur Literatur, zur Weltliteratur bedeutete [für mich]: dem Gefängnis der nationalen Eitelkeit, der Spießbürgerlichkeit, dem zwanghaften Provinzialismus, dem stupiden Schulunterricht, der Unvollkommenheit des Schicksals, dem Unglück entkommen. Literatur war der Pass, der Zutritt in ein reicheres Leben, in die Sphäre der Freiheit gewährte.«

Susan Sontag, Rede zur Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2003

Inhalt

Gedichte?

Lesen, sprechen, leben 11

Vom Willen zur Freiheit

Annette von Droste-Hülshoff | *Am Turme* 23

Mit Gott nicht fertig 35

Die verdammten Fragen

Heinrich Heine | *Laß die heiligen Parabeln* 35

Wenn mein Volk zu Gott schreit

Else Lasker-Schüler | *Mein Volk* 45

Wissendes Nichtwissen

Paul Celan | *Zürich, Zum Storchen. Nelly Sachs gewidmet* 59

Ein paar Fragen in einer Welt ohne Fragen

Hans Magnus Enzensberger | *Immer kleiner werdende Unterhaltungen* 75

Woran glaubt, wer nicht glaubt? 89

Verstörende Blicke in den Spiegel

Kurt Tucholsky | *Der Mann am Spiegel* 89

Vom weichen Wasser, das den harten Stein besiegt

Bertolt Brecht | *Legende über die Entstehung des Buches Taoteking* 102

Was Macht und Mörderbund überdauert

Gottfried Benn | *Verse* 119

Von Liebe und anderem Unbegreiflichen 139

Von Höhenflügen und Abstürzen eines liebenden Mannes
Johann Wolfgang Goethe | *Elegie*. Marienbad, 1823 139

Wenn die Liebe gestorben ist
Erich Kästner | *Sachliche Romanze* 168

Von Liebe, stärker als der Tod
Marie Luise Kaschnitz | *Ein Leben nach dem Tod* 180

Mystische Momente 198

Wider das religiöse Besitzdenken
Rainer Maria Rilke | *Buddha* 198

Dieses: Stirb und werde
Mohammed Schemsed-din Hafis | *Buchstabe »Sad«*
1. Ghaseel 215
Johann Wolfgang Goethe | *Selige Sehnsucht* 217

Ein Moment überströmender Dankbarkeit
Hermann Hesse | *Der alte Mann und seine Hände* 237

Hoffnungen, mit Trauerflor 246

»Im Arme der Götter wuchs ich groß«
Friedrich Hölderlin | *Da ich ein Knabe war* 246

Auch das Schöne muss sterben
Friedrich Schiller | *Nänie* 268

Hat Stalingrad »Bethlehem« ausgelöscht?
Peter Huchel | *Dezember 1942* 286

Über den Tod hinaus 298

Im Namen der Opfer
Kurt Marti | *Das könnte manchen Herren so passen* 298

Rücknahme des Brudermords
Hilde Domin | *Abel steh auf* 318

»Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde«
Hermann Hesse | *Stufen* (vom Ursprung her gelesen) 329

Literaturverzeichnis	339
Anmerkungen	355
Personenregister	359
Copyright-Nachweise	365
Abbildungsnachweise	369
Ein Wort des Dankes	372
Zum Autor	375

Gedichte?

Lesen, sprechen, leben

I.

Augenblicke der Freiheit

Die Liebe zu Gedichten bewahrt einen Menschen vor der völligen Selbstausslieferung an den Apparat. Gedichte schreiben oder sprechen rettet ein Stück Individualität: Sage mir, welche Gedichte du liebst, und ich sage dir, wer du bist. Gedichte lieben heißt zugleich: Widerstand leisten gegen die Pseudokreativität KI-generierter Textbausteine. Und damit gegen die Selbstabschaffung als eigenständig-unverwechselbare Person. Im Vollzug des »Zur-Sprache-Bringens« von Gedichten verteidigt man nicht weniger als die Menschlichkeit der Gattung Mensch. Das Gedicht ist somit schon durch seine Existenz ein Aufruf gegen jegliche seelenlose Reproduktion, gegen das Mitfunktionieren.

»Dichtung entsteht zwar unter Notwendigkeit. Aber dennoch in Freiheit«, schreibt die Lyrikerin Hilde Domin. Ihre Frankfurter Poetik-Vorlesungen 1987/88 hat sie nicht zufällig unter den Titel »Das Gedicht als Augenblick von Freiheit« gestellt. Dichtung ist, fährt sie fort, »geradezu eine Manifestation von Freiheit. Das heißt, sie kommt nicht von außen, sondern aus dem Menschen selbst: aus seiner Phoenixnatur, seinem Wiederauferstehungsvermögen, seiner allerinnersten Kraft. Es ist eine Selbststrettung, wobei der Begriff des Geschenks oder der Gnade durchaus verwendbar ist« (1993, 37). Und ich füge hinzu: Selbststrettung der unverwechselbaren, kreativen Individualität, die durch keine Maschine ersetzbar ist, es sei denn, man wird selbst zur Maschine oder delegiert seine Individualität an den elektronischen Rechner.

Ich lebe mit Versen, mit Fragmenten aus Gedichten, abgelagert im Speicher meines Gedächtnisses. Abgesunken gewiss, aber immer wieder auftauchend, wenn die Lebensumstände es herausfordern. Ich möchte und könnte nicht leben ohne sie. Viele Verse sind haften geblieben, andere nicht. Warum? Ich weiß es nicht. Aber viele sind da, drängen zum Gesprochenwerden. Und ich spüre, wie gut mir das tut, mit der eigenen Stimme die Worte noch einmal aufklingen zu lassen. Verse wie diese: »Suche die verdammten Fragen / Ohne Umschweif uns zu lösen«. Oder: »Und darf nur heimlich lösen mein Haar / Und lassen es flattern im Winde«. Oder: »Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne«. Oder: »Kommt, reden wir zusammen / wer redet ist nicht tot«. Oder, oder. Verse, die mich mal aufwühlen, mal trösten, mal verstören, mal beruhigen, mich aber immer gleichsam »magisch« anziehen. Ich spreche sie, sie sprechen zu mir, und ich lasse sie sprechen. Diese vier Zeilen zum Beispiel: »Und solange du das nicht hast, / Dieses: Stirb und Werde! / Bist du nur ein trüber Gast / Auf der dunklen Erde.«

II.

Verdichtetes Leben

Gedichte sind sprachlich verdichtete Erfahrungen und sie können ihrerseits Erfahrungen verdichten. Man macht Erfahrungen mit Sprache für Sprache. Ich mache sie, habe sie gemacht. Um aber das Flüchtige der Begegnungen zu bannen, habe ich in der Rückschau begonnen, einen kleinen Kanon der Gedichte zusammenzustellen, die in meinem jetzt schon etwas längeren Leben und in meinen Büchern eine Schlüsselrolle gespielt haben, je nach Lebenserfahrungen und Arbeitsprojekten. Davon will ich im Folgenden erzählen. In einer Mischung aus autobiographisch beglaubigter Narration und literaturwissenschaftlich geschulter Interpretation.

III.

Unableitbar

Zu diesem Zauber trägt die Erkenntnis bei, dass schon der Schöpfungsakt eines Gedichts prinzipiell unableitbar ist. Plötzlich ein Gedanke, ein Einfall, ein Blitz von Wort- und Satzfrequenzen, ungeplant, ungemacht. Gottfried Benn hat das in seinem Gedicht »Ein Wort« so beschrieben:

»Ein Wort, ein Satz –: aus Chiffren steigen
erkanntes Leben, jähler Sinn,
die Sonne steht, die Sphären schweigen
und alles ballt sich zu ihm hin.

Ein Wort – ein Glanz, ein Flug, ein Feuer,
ein Flammenwurf, ein Sternenstrich –
und wieder Dunkel, ungeheuer,
im leeren Raum um Welt und Ich.«*

Mehr als sechzig Gedichte hat Annette von Droste-Hülshoff im Winter 1841/42 in einer Art Schaffensrausch geschrieben, für einige Monate zu Besuch auf der Meersburg über dem Bodensee. Nicht viel weniger Heinrich Heine in seiner »Matratzengruft« in der Rue d'Amsterdam zu Paris in den Jahren 1848 bis 1856. Sie sind so wenig ableitbar wie Brechts Gedichte im dänischen Exil in Svendborg von 1933 bis 1939 oder Rilkes Auftakt seiner »Duineser Elegien« im Felsenschloss zu Duino über der Adria bei Triest im Winter 1911/12. Oder Goethes »Elegie« 1823, größtenteils entworfen in seiner Kutsche auf der Rückreise vom böhmischen Marienbad nach einer Le-

* Gottfried Benn, Ein Wort, in: ders., Statische Gedichte. Zürich-Hamburg 1948, jetzt in: Gottfried Benn, Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe in Verbindung mit Ilse Benn hrsg. v. Gerhard Schuster, Bd. 1, Stuttgart 1986, 198. © Arche Literaturverlag / Atrium Verlag AG, Zürich, 2021.

bensenttäuschung. Bei allem Bemühen, Orte aufzusuchen, an denen Kunstwerke entstanden sind: Ihre Schöpfungen selbst entziehen sich allen Versuchen, sie in ihrer Genese zu erklären, in ihren Gesetzlichkeiten abzuleiten, kurz: sie erklären zu wollen wie einen Mechanismus. Was bleibt, ist der Versuch zu begreifen, warum einen ein Gedicht ergreift. Mehr dazu in meinem ersten autobiographischen Buch »Magische Orte. Ein Leben mit der Literatur« (2022). Ich erzähle hier von meinen Reisen an Orte, die literarische Energien gespeichert haben. Jetzt, in diesem zweiten Band, geht es um »Magische Worte«.

IV.

Unkontrollierbar

Gedichte sind aber nicht nur nicht ableitbar in ihrer Entstehung, sondern auch unkontrollierbar in ihren Wirkungen. Gedichte sind in einer technokratisch verwalteten oder ökonomisch verzweckten Welt potentielle Akte des Widerstands. »Daß das weiche Wasser in Bewegung / Mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt / Du verstehst, das Harte unterliegt« schreibt Brecht in seinem »Laotse«-Gedicht. Trotz allem hielt er an dem Glauben fest, dass die Literatur die politischen und gesellschaftlichen Machtverhältnisse verändern könne, wenn diese durch die Literatur auch als »veränderbar« dargestellt würden. So wie auch Gottfried Benn an dem Glauben an die Widerstandskraft von »Versen« und »Strophen« der Poeten festhielt: »die Herzen treiben längst im Strom der Weite, / die Strophe aber streift von Mund zu Mund, / sie übersteht die Völkerstreite / und überdauert Macht und Mörderbund.«

Gemeint ist ein Transzendieren ohne Transzendenz. Ein Überschreiten des Gegebenen oder Bestehenden durch Alternativenwürfe und Gegenmodelle. Ohne Haltbarkeitsdatum. Im Sinne Ernst Blochs, der auf seinen Grabstein in Tübingen schreiben ließ: »Denken heißt Überschreiten«. In der Tat dürfte es auch bei Gedichten so sein wie der Soziologe Hart-

mut Rosa es allgemein für Phänomene der Kultur beschrieben hat: »In den Museen, Theatern und Konzertsälen, aber auch in den Kinos und an vergleichbaren Orten suchen und finden moderne Menschen immer wieder aufs Neue Momente der transformierenden Erschütterung und Verflüssigung ihres Selbst- und Weltverhältnisses, des Berührt-, Bewegt- und Ergriffenwerdens« (Resonanz, 2016, 470). Exakt davon will ich erzählen.

V.

Unausschöpfbar

Gedichte aber sind nicht nur unableitbar in ihrer Entstehung und unkontrollierbar in ihren Wirkungen, sondern auch unausschöpfbar in ihren Bedeutungen. Das beginnt schon damit, dass es in der Welt des lesenden Verstehens, der literarischen Kritik und der ästhetischen Urteile keine »Objektivität« gibt, kein »wahr« oder »falsch«. Es gibt nur die, selbstverständlich auf Kenntnissen beruhende, persönliche Zustimmung oder Ablehnung. Beides kann nicht verordnet, beides muss in einem offenen Kommunikationsgeschehen geklärt werden. Aber immer ist das, was ich als Text lese, *meinem* Urteil unterworfen und zugleich dem prinzipiell unabschließbaren Wettstreit alternativer Urteile ausgesetzt. *Jeder Kopf* liest anders, und *alle* lesen, *als ob* sie verstanden hätten. Umso wichtiger die Gemeinschaft stiftende Kommunikation. Gerade auch, wenn man Gedichte im Wettstreit mit anderen auswendig rezitiert. Denn jedes gesprochene Gedicht ist schon ein subjektiv interpretiertes Gedicht.

Die Begegnung mit Gedichten hat einen ganz eigenen Charakter. Denn im Vollzug des Hörens werden Menschen nicht zu machenden Produzenten, sondern zu empfangenden Wesen: hörend, lesend. Man hat, als hätte man nicht. Ästhetische Erfahrungen lassen sich sprachlich »einkreisen«, aber restlos erklären nie. Stattdessen kann man immer wieder

neu staunendes Entzücken lernen, wenn einem eine vollendete Form begegnet, ein Wort von sprachlicher Schönheit einen ergreift oder ein Vers wie ein Blitz trifft: »Laß die heiligen Parabeln / Laß die frommen Hypothesen ...«, »Plötzlich fängt sich dein Blick im Spiegel ...«, »Abel steh auf«. In solchen Momenten ist die Alltagswelt nicht mehr dieselbe. Durchbruch durch bleierne Banalität, durch lähmende Sprachhohnmacht oder verfestigte Denkschablonen findet statt, wie bei den Auftaktversen des »Spiegel«-Gedichts von Kurt Tucholsky oder bei den »Lazarus«- oder »Abel«-Gedichten von Heinrich Heine und Hilde Domin. Wie könnte ich leben ohne sie? Ohne die Ermutigung zu kritischen Rückfragen an Gott und an mich selbst.

VI.

Hüter des Unverfügbaren

Gedichte repräsentieren in einer Welt möglichst umfassender Verfügbarkeit eine Wirklichkeit, die aus der Freiheit kommt, nur in Freiheit überlebt und die freie Begegnung und Aneignung fordert. Nie ist man derselbe, wenn man Gottfried Benns »Statische Gedichte« liest oder gelesen hat, Peter Huchels »Chausseen Chausseen«, Else Lasker-Schülers »Hebräische Balladen«, Erich Kästners »Lärm im Spiegel«, Paul Celans »Niemandrose« oder Marie Luise Kaschnitz' »Kein Zauberspruch«. Das Gedicht ist der »Raum« des Voraussetzungslosen, des Nicht-Begründbaren, des Nichtverfügbaren, und exakt diese seine Unverfügbarkeit in Entstehung, Bedeutung und Wirkung macht ein Gedicht einzigartig. Über das empirisch Beherrschbare hinaus verweist es auf die Präsenz von etwas prinzipiell Unverfügbarem in unserer Erfahrungswelt.

Kurz: Gedichte sind in einer durchverwalteten, abgedichteten oder abgesicherten Welt die Hüterinnen, Verteidigerinnen und Statthalterinnen des Unverfügbaren. Lässt uns doch

die Begegnung mit einem Gedicht erfahren, dass die Welt mehr ist als ihr »Fall«, dass es Dimensionen von Sinn und Bedeutung gibt, die sich unserer wissenschaftlich-technologischen oder zweckrationalen Vernunft entziehen. Dass es eine Wirklichkeit gibt, die sich weder besitzen noch beherrschen lässt, die aber so kostbar und so nahrhaft ist wie das tägliche Brot. Ich könnte nicht leben ohne den Klang und die Weisheit einer Strophe wie der folgenden. Ihre sechs Zeilen haben mir geholfen, in Krisen den Glauben an die verwandelnde Kraft der Liebe zu bewahren. Es sind sechs Zeilen einer Strophe aus Goethes »Elegie«, der 14. Strophe. Zynismus-Prophylaxe pur:

»In unsers Busen Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! – Solcher seligen Höhe
Fühl ich mich teilhaft wenn ich vor Ihr stehe.«

Gewiss, auch »das Schöne« muss sterben, weil auch »das Schöne vergeht« und »das Vollkommene stirbt«, wie es in dem wunderbaren Gedicht »Nänie« von Friedrich Schiller heißt (gedruckt 1800). Ich erzähle in diesem Buch davon. Aber in der »exstatischen« Erfahrung des Lesens und Hörens von Gedichten ist ihre Schönheit ein Vorschein des Ewigen und lässt eine Sehnsucht nach dem Unvergänglichen wach werden. »Das Gedicht kann«, sagt Paul Celan in seiner Bremer Literaturpreis-Rede 1958, »da es ja eine Erscheinungsform der Sprache und damit seinem Wesen nach dialogisch ist, eine Flaschenpost sein, aufgegeben in dem – gewiß nicht immer hoffnungsstarken – Glauben, sie könnte irgendwo und irgendwann an Land gespült werden, an Herzland vielleicht. Gedichte sind auch in dieser Weise unterwegs: sie halten auf etwas zu. Worauf? Auf etwas Offenstehendes, Besetzbares,

auf ein ansprechbares Du vielleicht, auf eine ansprechbare Wirklichkeit« (Ges. Werke, Bd. 3, 1992, 186).

VII.

Aus Liebe zur Sprache

Liebe zu Gedichten ist Liebe zur Sprache, stumm gelesen oder laut gesprochen. Selbst Schiller war der Überzeugung, dass »das Schöne« zwar stirbt, aber durch die Schönheit des Klagegesangs dennoch »unsterblich« bleibt. Welch ein Glück, Gedichte immer wieder nachzusprechen, die Worte, Verse und Rhythmen mit dem eigenen Mund nachzuformen und mit der eigenen Stimme laut werden zu lassen. Das gleicht einer liturgischen Übung. Ich weiß, wovon ich rede. Ich bin in der Welt der Liturgie aufgewachsen und lebe noch mit ihr. Aber das im Akt des Lautlesens zu vollziehende Rituelle ist nicht Ausdruck eines Verschleißes oder gedankenloser Langeweile, sondern meditativer Vertiefung. Die Wiederholung kein sinnloses Wortgeklingel, sondern Unterbrechung des Banalen und Einübung in Sprach- und Weltvertrauen. Ich rezitiere, also bin ich. Denn die Rezitation eines Gedichtes lässt die Lebendigkeit des eigenen Atems spüren: Atmen, Einatmen, Ausatmen, wieder Atmen. Oft habe ich in Momenten der Resignation über so viel Ohnmacht angesichts politischer Krisen unserer Zeit Brechts »Moldau Lied« still für mich rezipiert. Depressions-Prophylaxe pur:

»Es wechseln die Zeiten. Die riesigen Pläne
Der Mächtigen kommen am Ende zum Halt.
Und gehn sie einher auch wie blutige Hähne
Es wechseln die Zeiten, da hilft kein' Gewalt.
Am Grunde der Moldau wandern die Steine.
Es liegen drei Kaiser begraben in Prag.
Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das
Kleine.

Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon
der Tag.«^{*}

VIII.

Leben lernen

Mit einem Gedicht leben heißt, der Formschönheit und der Ausdruckskraft der Sprache vertrauen. *Wie* ein Gedicht leben heißt, von ihm Lebenskunst erlernen. Denn Dynamik und Rhythmik eines Gedichtes leben von den mitkomponierten Pausen, vom rechten Maß von Sprechen und Verstummen, von Rhythmuswechseln, von kalkulierten Unterbrechungen und Zeilenbrüchen. Ein Gedicht kann eine Atempause sein in einem verplanten, durchgetakteten, zur Routine erstarrten Leben. *Wie* ein Gedicht leben heißt dann, sein Leben mit Atempausen versehen, mit Momenten geistigen Atemholens, mit Phasen der Inneneinkehr, der Besinnung oder Rückbesinnung auf das im eigenen Leben, was wirklich zählt oder das, was einen unbedingt angeht. »Literatur kann uns sagen, wie die Welt beschaffen ist«, sagte die amerikanische Schriftstellerin Susan Sontag bei der Entgegennahme des ihr verliehenen Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2003, »Literatur kann uns Maßstäbe geben, kann uns ein tiefes Wissen vermitteln, das in der Sprache und im Erzählen Gestalt annimmt. Literatur kann unsere Fähigkeit stärken, um Menschen zu weinen, die nicht wir selbst sind und nicht zu uns gehören.«

Ein Gedicht kann so zu einer Insel werden im Mahlstrom der Geschäftigkeit. Voraussetzung: »Der Mensch muß sich weigern, ›Vorauskonformist‹ zu sein auf dem Weg seiner Ver-

* Aus: Bertolt Brecht, Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. 30 Bände (in 32 Teilbänden) und ein Registerband, hrsg. von Werner Hecht, Bd. 15: Gedichte. – 5. Gedichte und Gedichtfragmente 1940–1956, hrsg. von Klaus-Detlef Müller, Werner Hecht, Jan Knopf u. a., 92 © 1988 Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte vorbehalten.

wandlung in den Apparat«, solche und ähnliche Gedanken finde ich ebenfalls bei Hilde Domin, und zwar in ihrer heute noch lesenswerten Abhandlung »Wozu Lyrik heute. Dichtung und Leser in der gesteuerten Gesellschaft« von 1968. Sie haben im Zeitalter von KI nichts von ihrer Bedeutung verloren. »Den ›Mut seiner Erfahrungen‹ zu haben«, fordert sie, »ohne den es Lyrik nicht gibt, ist, gegen den Trend zu gehen, nicht zu sein wie jeder: nicht verwechselbar, nicht berechenbar und daher nicht ›verwendbar‹, eben lebendig« (1968, 18). Ein Mensch müsse sich weigern, fährt die Dichterin fort, ein »Halbtoter« zu sein. Und ein »Halbtoter«? Das sei ein »programmgerecht funktionierender Mensch, der nur noch auf Störung seines Konsums« reagiere (ebd., 19). Von einem Schlüsselgedicht Hilde Domins wird in diesem Buch eigens zu erzählen sein. Und zwar in diesem Sinn: »Der Lyriker bietet uns die Pause, in der Zeit stillsteht. Das heißt, alle Künste bieten diese Pause an. Ohne dies Innehalten, für ein ›Tun‹ anderer Art, ohne die Pause, in der Zeit stillsteht, kann Kunst nicht angenommen werden, noch verstanden noch zu eigen gemacht. Darin ist die Kunst der Liebe verwandt: Beide ändern unser Zeitgefühl« (ebd., 13). Und Hilde Domin fügt hier noch hinzu: »Ganz wie, für den religiösen Menschen, das Gebet« (1993, 26, Anm. 7).

Sprachvertrauen ist Lebensvertrauen, und Lebensvertrauen ist das Gegenteil von Lebensvergleichgültigung und Lebensangst. »Lesen heißt genau wie Singen oder Tanzen unsere Todesangst bannen«, schreibt der Literaturkritiker Denis Scheck. »Wir *fahren* buchstäblich aus unserer Haut, um zu *erfahren*, was in den Köpfen derjenigen vorging, die nicht mehr da sind, weil sie auf dem Friedhof liegen. Wir lesen, weil wir so tausend Leben führen können, ohne mehr als einen Tod sterben zu müssen. Wir lesen, weil wir um die Wirkkraft des Zauberspruchs ›Mutabor‹ wissen aus Wilhelm Hauffs ›Kalif Storch‹: Wer ein Buch aufschlägt, wird verwandelt« (Schecks

Kanon: Die 100 wichtigsten Werke der Weltliteratur, München ⁵2019. 8). Resignations-Prophylaxe also pur.

In der Tat haben Gedichte die Fähigkeit, im Vollzug der Rezitation Lebensangst zu bannen und Weltvertrauen einzuüben. Wie gut kann ich die Schriftstellerin Gabriele von Arnim verstehen, wenn sie in ihrem autobiographischen Großessay »Der Trost der Schönheit« im Wissen um die Krisen unserer Zeit schreibt: »Zurzeit lese ich fast jeden Morgen Gedichte, um mich zu erholen von den Nachrichten, mit denen ich – ich kann nicht anders – den Tag beginne. Rette mich von den Berichten über Krieg, gewaltsamen Tod, Angst und schamlose Kriegsgewinnler hinein in die Schönheit der Sprache, etwa von Hilde Domin: ›nicht müde werden, / sondern dem Wunder / leise wie einem Vogel / die Hand hinhalten‹« (von Arnim, *Der Trost der Schönheit*, Hamburg 2024, 72). Es gibt in der Tat einen Unterschied zwischen Verdrängung von Krisen und dem Selbstschutz vor Krisen, zwischen Nicht-Wahrhaben-Wollen und einem Zuviel, das einem die Luft zum Atmen nimmt, weil sie vergiftet ist. Gabriele von Arnim meint das zweite.

IX.

Lebensthemen

Dieses Buch bildet den zweiten Teil meiner literarischen Autobiographie. Ich knüpfe damit an den ersten Teil an: »Magische Orte. Ein Leben mit der Literatur« (2022). Die dort bereits zitierten Gedichte gehe ich noch einmal kritisch durch und erweitere den Kanon darüber hinaus. Dem narrativen Duktus dieses Buches und seinem Charakter als Lebensbilanz geschuldet, ordne ich die Texte nicht chronologisch, sondern thematisch. Ich gruppierte sie um Grundthemen, die mir als Zeitgenosse und Christenmensch ein gelebtes Leben lang zur Herausforderung geworden sind und die ich in Gedichten ver-dichtet gefunden habe.

Meinen potentiellen Leserinnen und Lesern rufe ich zur Ermutigung ein klassisches Wort in Erinnerung: »Tolle lege«, »Nimm und lies«. Es stammt aus einer bezeugten Urszene über die Kraft des Lesens, die ein Leben verändern, ja verwandeln kann: »Nimm und lies«. Kein Geringerer als der Kirchenvater Augustinus hat sie uns in seinen »Confessiones« überliefert, seinen »Geständnissen« (Achstes Buch: »Das rettende Schriftwort«). Die Literaturkritikerin der Wochenzeitung »Die Zeit«, Iris Radisch, hat jüngst noch einmal spielerisch daran erinnert: »Als es die Stiftung Lesen noch nicht gab, schickte der Herr selber ab und zu eine Botschaft aus dem Himmel, um seine leseunwilligen Untertanen zum Lesen zu bringen. Tolle lege – Nimm und Lies!, ermahnte eine rätselhafte Stimme den jungen Philosophen Augustinus, als der, zerknirscht wegen seiner vielen Sünden, unterm Feigenbaum weinte. Augustinus stand auf und las. Augenblicklich durchflutete das ›Licht der Zuversicht‹ sein Herz. Das Lesen verwandelte ihn. Es öffnete die Welt seines Inneren. Wie gesagt – Lesen ist eines der großen Weltwunder« (»Die Zeit« vom 4.9.2025). So ist es.

Karl-Josef Kuschel

Vom Willen zur Freiheit
Annette von Droste-Hülshoff
Am Turme

Ich steh' auf hohem Balkone am Turm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und laß' gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen,
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaß und Gezisch,
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallinen Wald
Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wimpel wehn
So keck wie eine Standarte,
Seh auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner luftigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen,
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöwe streifen.

Wär ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,

Wär ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar,
Und lassen es flattern im Winde!

*Aus: Annette von Droste-Hülshoff, Sämtliche Werke in
zwei Bänden, hrsg. v. Bodo Plachta und Winfried Woesler,
Bd. 1, Frankfurt a. M. 1994, 74f.*

Immer wieder im Laufe der Jahre bin ich von Tübingen nach Meersburg an den Bodensee gefahren, um den Ort aufzusuchen, an dem eine der größten Schriftstellerinnen deutscher Sprache gelebt hat: Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848).



Abb. 1: Denkmal für Annette von Droste-Hülshoff vor der Meersburg.